Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 7

Artikel: Philosophie, Dichtung und Tragik. Teil II
Autor: Brock, Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158353

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Philosophie, Dichtung und Tragik.

Von **Erich Brock.**

II.

Will man diese Sache zwischen Dichtung und Philosophie unter bewußter vorläufiger Absehung von minder bestimmenden Randbezirken mit Gewalt auf die Spitze ihres Wesens treiben, so kann man sagen, daß Dichtung so weit reicht, wie der tragische Gedanke anwesend und lebendig ist, und Philosophie so weit, wie derselbe ausgeschieden werden kann und muß. Dichtung ist in diesem Verstande immer offen oder verborgen tragisch; dies ist für sie die tiefste und mittelste Kategorie. Für den Philosophen und Systematiker (wir sagten schon, daß jeder echte Philosoph in irgend einem Sinne Systematiker ist) ist die Kategorie des Tragischen als letzte das grundsätzlich Undenkbare, das jedes gebbaren Sinnes entbehrt.

Der Dichter ist einer im ganzen doch mehr sinnlich-gefühligen Anschauung der Welt hingegeben. Er ist an das Leben gebunden, das seinen Sinn in seinem Pulsschlag einhüllt und ein letztes Ja oder Nein zu diesem Sinn in sich selbst mit sich führt. Das Leben erlegt dem Dichter auf, es gebe letztlich nichts außer seiner Gegenwärtigkeit und Allmächtigkeit, und das verwehrt ihm einen Glauben, der einfach darüber hinwegginge und grundsätzlich von Kredit lebt. Der Dichter steht und fällt soweit mit dem Leben, das einfach da ist oder nicht; er weiß, daß was nicht gelebt wird, verloren ist. Er versucht nicht, sich auf einen außerhalb liegenden Standpunkt zu stellen, von dem aus ihm alles, was das Leben bieten könnte, und noch mehr, prinzipiell gewährleistet würde, von wo auch alles Abwesende, Versäumte nachzuholen, einzuholen, zu konstruieren wäre. Des Dichters Ewigkeit ist der Augenblick. Dennoch ist die Ewigkeit, die im Augenblick liegt, nicht ausdrücklich und gesichert; und das überschattet alles mit geheimer Tragik. (Dies macht besonders das tragische Element der Lyrik aus, welche ja in besonderem Maße im Augenblick verharrt und die Situation nicht bis zu einem ausdrücklich tragischen Ende verfolgt.) Noch weiter tritt das Tragische heraus, wenn wir die Situation des Dichters tiefer in ihr besonders von den Romantikern gepflegtes Bewußtsein hinein verfolgen. Ihm ist die Vollkommenheit, die gegenwärtig sein müßte, nie zu verwirklichen, und dieses Bewußtsein macht tief melancholisch; die Wirklichkeit ist nicht zulänglich, und der Geist darf sich doch nicht außer ihr stellen. So muß er Kompromisse schließen; die Unschuld wird getrübt, der Mensch verliert das Bewußtsein der Freiheit; der Dichter ist es nicht, der absolut frei wäre. Er fühlt die Abhängigkeit von der Wirklichkeit, wie sie sich mit Freud und Leid, Sehnsucht und Verzweifeln, ihrem Bezaubernden und Entsetzlichen, Vollkommenen und Unvollkommenen dem Erlebnis aufzwingt. Dem Dichter liegt außer dem Leben selbst nichts a priori fest, sondern ihm ist der Mensch jeden Augenblick bereit, nach der Würdigkeit des Daseins, wie es sich eben

darstellt, die Folgerungen zu ziehen bis zum Äußersten, bis zu Sein oder Nichtsein. Der Dichter muß sich immer ein Stück vom Biegen oder Brechen des Pubertätsidealismus bewahren, muß sich dem Sinngehalt der Dinge, wie sie sich unmittelbar geben, als ein eher überempfindliches Meßwerkzeug willig offenhalten. Er kann nur das Absolute, das im Leben selbst seine Ansätze hat, von diesen her behutsam weiterzeichnen; und das Leben, das ganz dem ausgeliefert ist, was innerhalb seiner selbst wurzelt und anläuft und anstrebt, — das Leben erschöpft sich eben. Die Vollkommenheit flieht immer irgendwie vor der Formung her. Das Schöne steht am Anfang, und sobald es zum Problem wird, ja wo es nur auf dem Spiele steht, sein Verlust möglich wird — da ist es schon halb verloren und von Tragik umwittert. Es gibt nur eine dem Dichter erlaubte Art, ihm enterbt gegenüber zu stehen, das ist, in die Minderung nicht einzuwilligen, die Tragik auf sich zu nehmen. Und darum geht der Tod dem Dichter sowohl als notwendiges Schicksal seiner Gestalten, sobald sie von Schuld oder Mißgeschick angefressen sind, wie auch als Wunsch für sich selber, wenn das volle Gefühl des Lebens versagt, so leicht von Herz, Mund und Feder. Wir denken etwa an den Vers von Eichendorff:

„Und Alles irrt zerstreuet —
Sie ist so schön und rot;
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Wär' ich viel lieber tot."

Das Sterbenwollen ist das Gefühl, verwirrt, zerspalten, gelähmt vor der Fülle des Lebens zu liegen, das doch hier und jetzt gemeistert und besessen sein müßte. Der Tod als höchster Ausdruck der Tragik ist aber kein eigentlicher Tod, sondern er ist nur ein Ausdruck dieser ganzen Einstellung auf Ganz oder Garnicht. Er ist sozusagen nur ein Tod auf Probe, der sich doch im Arme des Vaters weiß und nur durch eine Art von Schmollen dessen Liebe und die Vollkommenheit hervorlocken will. Und im Tode selbst will noch dieser Todeswunsch des Lebens Größe, Absolutheit, Umfassung eben durch die Radikalität der Verneinung mit vollen Zügen genießen. Das Leiden kann dabei sehr tief sein, ja recht eigentlich tragisch; aber es hat dabei immer noch den Trost seiner Ganzheit und Mächtigkeit dem wirklichen Leben gegenüber. Die Dichtung wurzelt eben in einer Einstellung, welche weder ihr positives Lebensziel fraglos in gesichertem Besitz weiß noch die Zerstörung hoffnungslos verwirklicht sieht. Dies ist ihre eigentliche Situation, eine Mitte voll unsagbarer Dichtigkeit, die nie ideell konstruier- oder auflösbar ist; und sie kann Lust sein oder Tragik, und ist auch immer etwas von beidem. (Auch die Musik lebt auf ihre Art größtenteils vom In-der-Schwebe-sein der Entscheidung; ein Gedanke, der hier aber nicht verfolgt werden kann.) Das ungemischte häßliche Leiden beginnt erst, wo dieses Band trunkener Ganzheit und Größe zwischen Leiden und Leben gerissen ist, wo der Mensch nach Hegels Wort „aus dem Paradies des Gefühls ver-

trieben" wird, in den spannungslosen grauen Alltag hinaustritt, wo das Leben kalt, seine Ganzheit zerstückelt ist, wo es untragisch wird, unterhalb jeder Tragik und sinnvoll genießbaren Trauer verläuft.

Es gibt aber vielleicht noch eine andere, besondere Form der Tragik, welche dieser Lage entspricht. Es ist dies eine Tragik, die sozusagen für eine verhinderte Philosophie steht. Sie ist selbst nicht Philosophie in irgend einer Ausprägung, sondern nur eine praktische Haltung. Sie will dem entleerten Leben entgegentreten, hat aber keinen inhaltlichen Standpunkt mehr dafür, sondern eben nur noch eine Form der Haltung. Dieser Fall tritt ein, wo bestimmte Ideen (wie etwa Pflicht, Anstand, Aufopferung) sich im Geiste des Menschen aufrechthalten und der Mensch noch die Kraft hat, sich ihnen unterzuordnen und sich selbst für sie ganz aufzugeben — nicht aber diejenige, an sie in einem folgerichtigen Sinne zu glauben und sie und ihre Bedeutung daher umfassend zu entwickeln. Man weiß noch sein Leben für etwas in die Schanze zu schlagen, nicht aber, was dies eigentlich theoretisch sinnvollerweise bedeutet. Diese Haltung hat eine unmittelbare Verwandtschaft zum Krieger — ganz besonders aber zum Weltkriegssoldaten, der in den letzten Kriegsjahren zu einem Grade von Ideenmüdigkeit und freischwebender Pflichterfüllung gelangt war, wie es noch keine Zeit gesehen hatte. Es drängt sich hier unmittelbar der Name dessen auf, welcher dieser Einstellung die gültige literarische Formung verliehen hat: Ernst Jünger. In einer Hinsicht zwar wäre hier der Name Ludwig Renn vielleicht ebenso vordringlich; aber bei diesem bedingt sich die Größe der gegebenen Anschauung eigentlich durch die Selbstverständlichkeit jener rein immanenten Pflichtideen, nicht durch die ausdrückliche Abweisung alles Weitergreifenden wie bei Jünger. Diese Abweisung hat natürlich auch nur aus der praktischen Haltung heraus Substanz. Wenn sie nur vom Schreibtisch des Stubengelehrten aus geschieht, wie bei Spengler, der volle Aufopferung für Ideen verlangt, denen er eine ideelle und positive Begründung ausdrücklick versagt — so wird die Gesamthaltung trotz einzelner richtiger Einsichten doch immer wieder in eine mondäne Skepsis münden, deren damit fest verwachsene Kehrseite hier die ungeheuerliche Eitelkeit dieses bedeutenden Geschichtsdenkers ist. Wir übergehen zahlreiche geringere Autoren, selbstgefällige Salonbarbaren, welche die eifrig von ihnen gepredigte tragische Endbestimmung des Weltgeschehens, das Neuhereinbrechen des Chaos in einer wohlausstaffierten Villa zu überdauern gedenken. Aber selbst Ernst Jünger, dessen vielfach tragisch bestimmtes Denken eine fast unaufbrauchbare Substanz am Kriegserlebnis besitzt, gerät in eine gewisse Undurchsichtigkeit der Stellung, sobald er, was Haltung war, mit seinen glänzenden Mitteln theoretisch auszubauen unternimmt. Es ist eben doch wohl unmöglich, bestimmte Normen der Haltung als gültig zu bezeichnen, ohne alle ideellen Forderungen zu erfüllen, welche das dem Philosophen stellt. Warum sich Ideen opfern, wenn sie nichts bedeuten? Jünger läßt keinen Zweifel, daß er die Haltung des Weltkriegssoldaten, des „Arbeiters", auch weiter

für verbindlich erachtet; zugleich läßt er aber keine seiner geistvollen und tiefgrabenden Beobachtungen betreffs der eiskalten Übermacht bloßer Gewalt und Technik uneingesetzt, um mit fast höhnischer Überlegenheit die Ideale jener Haltung in ihrer Prinzip gewordenen Selbstmacht beiseite zu schieben. Es reizt ihn zweifellos an diesem Beginnen ein gewisses Spiel mit larmoyanter Trägheit des Bürgers, es reizt ihn etwas vom „épater le bourgeois"; aber es liegt auch eine tiefere Tragik darin. Es ist recht eigentlich die Tragödie des Bürgers, daß er, nach seiner Geistesform auf dem liberalen Ideal uninteressierten Erkennens erwachsen, nun dies bis zum Widersinn, ja bis zur Interessiertheit an der Selbstzerstörung übertreibt, und so in Zukunft unmöglich macht, daß Menschen uninteressiert erkennen. In dieser Art hat der liberale Bürger den Fascismus konzipiert.

Natürlich kann diese Selbstunterwühlung des Bürgertums auch einen Gegenschlag gegen die immer drohende geistige Verfettung des Bourgeois bedeuten; so war es etwa ganz besonders bei Nietzsche. Gegen dieselbe Gefahr ist nun wohl auch die Lehre von Ernst Jünger gerichtet, daß Leiden sein muß, damit sich nicht die naturnotwendige Schmerzmenge der Menschheit unverbraucht anhäufe und schließlich insgesamt zerstörend hervorbreche. Allein diese Lebensanschauung gründet sich nicht auf Tragik, sondern auf seelische Hygiene größten Stils, die als solche doch irgendwie positiv lebensgläubig sein müßte. In seiner glänzenden Analyse des Märtyrertums und der soldatischen Askese der alten Römer („Blätter und Steine", S. 190) sagt Jünger, daß das Leben sich von sich selbst absetzt und sich opfert, weil es sich nicht als den maßgebenden Wert, sondern als einen Vorposten betrachtet. Aber Vorposten wovon? Es muß also doch noch höhere positive Werte geben, die, wenn echt und aktuell, das Leben als Opfer hinnehmen dürfen. Der Anspruch mancher, besonders fascistischer Weltanschauungen, die Menschen zu binden und einzuschnüren, nur um ihnen Halt zu geben und „den Schmerz zu verbrauchen", ist unsachlich, weil keine bloße Einschnürung Halt gibt, und dabei völlig untragisch. Meist kommt es damit so heraus, daß einige den politisch Führenden zugeordnete Literaten die „Tragik" als Hilfswert in Bewegung setzen, um der Masse Opfer aufzuerlegen, die doch zu allen Zeiten ihren Schmerzanteil reichlich verbraucht, ohne ihn herbeizurufen, aber an der literarischen Selbstbefriedigung der dies bedingenden Zustände wenig Anteil hat. So kommt diese vorgebliche tragische Weltanschauung meist auf eine furchtbare Menschenverachtung hinaus — von der auch Jünger sich nur loskauft, weil er zugleich ein Dichter ist, ein Schauender, welcher die Wirklichkeit in tiefster Ehrfurcht und Erbarmungslosigkeit stehen lassen und sich soweit systematischen Folgerungen weigern darf. —

Auch eine im Letzten tragische Religion kann es nicht geben, sobald sie ins Gedankliche hineinwächst. Es ist heute viel die Rede von einem tragischen Religionsgefühl der alten Germanen, und in der Tat scheinen

ja deren Götter unter einem Gesetz gestanden zu haben, das ihnen eine tragische Bahn vorzeichnet. Allein ob dieses Gesetz nun als „Schicksal" oder wie immer bezeichnet wird, auf jeden Fall muß es, zu Ende gedacht, irgendwie über die Tragik, die es Göttern und Menschen als begrenzten Wesen auferlegt, hinausragen. Ähnlich steht es mit andern Religionen. Przywara (mehrfach in seiner Aufsatzsammlung „Das Ringen der Gegenwart", Augsburg 1930), neuestens Josef Bernhart („De profundis", Wien, Hegner), haben mit Geist versucht, die Rolle der Tragik im Christentum zu charakterisieren und einzugrenzen. Der Dichter Longfellow hat in einem schwachen Werk „Die göttliche Tragödie" das Urgeschehen des Christentums darzustellen gemeint. Aber eine göttliche Tragödie ist Widersinn. Das Tragische im Christentum erscheint nur, wenn es als das Geschehen um Christus in die Zeit eintritt und darin erst tragische Niederlage, dann aber volle Überwindung aller Tragik zeigt. In diesem Ablauf hat sich geschichtlich eine ungeheure Wirkungskraft des religiösen Gedankens gezeigt. Sobald aber die Dogmatik herzutritt und alles in ein reines Wesensschema bringen will, so geht diese Kraft verloren. Entweder das Leben Christi erscheint dann rein menschlich, und damit voll von existentiellem Ernst und echter Entscheidung, dann aber ohne Erlösungskraft. Oder aber rein göttlich, dann aber nur als ein zeremonielles Theater ohne letzten Ernst als jenes „Spielen der göttlichen Liebe mit sich selbst", als göttliche Komödie. Der Anspruch der Dogmatik, Christus sei in jedem Atemzug zugleich wahrer Mensch und wahrer Gott, ist ein leeres unvollziehbares Wort für etwas, das in jenem unzergliederten Ablauf für ein sich auferlegendes Mysterium stehen mag. Dogmatik ist nötig, aber sie kann das Tragische nicht konstruieren, sondern sie kann nur Gott in seiner untragischen Höhe lassen, zum Übrigen aber sagen: Ich begreife nicht, aber ich glaube.

Der Philosoph kommt auch nicht ohne Glauben aus, wenn er seine Prinzipien durch die scheinbar sie verleugnende Wirklichkeit hindurch durchhält. Aber sein Vorgehen ist so viel wie möglich denkerisch, und aus dieser Einheit von Glauben und Denken entsteht das System, dessen tragende Bauglieder die Prinzipien sind. Die Prinzipien sind, wie ihr Name sagt, von Anfang, und aus ihrem Beharren ist das Wesentliche des Anfangs wieder zu gewinnen, die schöne Welt vor dem Sündenfall, ja noch mehr als das und nun in Sicherheit, Notwendigkeit, Systematik; damit ist die Tragik hingefallen. Der Philosoph steht nicht auf dem Anfang, sondern auf dem Ende — wo sich die Prinzipien bewähren. System heißt ein letztes Ja setzen; Nein als Letztes ist nicht System, sondern das Nichts. Der Gedanke, daß dem Ja des Lebens, welches an sich befriedigte, nur um der Wahrheit oder eines höheren Gebotes willen das Nein der Erkenntnis oder der reinen Abtötung entgegengesetzt werden müßte, ist der Gegenwart kaum noch vollziehbar; sondern höchstens, sofern dabei doch noch eine allerletzte Bejahung herausspringen soll. Diese Bejahung allerdings tritt immer der Wirklichkeit des Dichters in gewisser Weise entgegen.

Für den Philosophen ist Sinn und göttliches Ja nicht als relative Kraft neben andern Kräften im Wirklichen vorhanden, sondern absolut und selbstgenugsam, wenn auch in der Wirklichkeit frei sich selbst beschränkend und sich in eine Angewiesenheit auf das Entgegengesetzte versetzend. In diesen Bezirken gedeiht keine Dichtung mehr. Und dennoch müßte der Philosoph Gott selbst werden, um in ihnen so heimisch werden zu können, daß er gar keiner Tragik mehr unterläge. Seine Haupttragik fließt eben aus seinem Menschsein, und es ist ihm letztlich wesentlich, sie auf sich zu nehmen. Es ist nicht so, und auch Staigers Meinung ist es selbstverständlich nicht, daß der Mensch zu Grunde gehen müßte, um die Echtheit seines Begriffs vom Absoluten darzutun, und daß alles Ausharren, Vollenden, zum Ja Durchdringen Philistrosität wäre. Es gibt vielerlei Berufungen, und viele große Geister sind nur deswegen zugrunde gegangen und früh abgetreten, weil sie nichts mehr zu sagen hatten. Wer aber bleibt und ja sagt und vollendet — und dies ist wesentliche Berufung des Philosophen — weiß, er muß Opfer bringen, an der Weite seiner Konzeption abschneiden, manches Ausschwingen hart stillegen, manches Lebenswesentliche und Wissenswürdige ignorieren und vergessen. Er muß erst leben, ehe er schaffen kann. Er muß zum vornherein wissen, daß bejaht werden soll, muß und wird. Und niemand kann zugleich die ganze Breite der Problemschwingung und die ganze Kraft der Lösung gleichzeitig in sich beherbergen. Sogar tüchtig und bürgerlich muß der Philosoph werden. Es kommt nur auf den Grad an, ob da ein bequemer und im Grunde glaubensloser Mensch die Stimme des Problemgewissens mit Kompromiß und Verspießerung reichlich übertäubt, oder ob ein Denker von äußerstem Lebenseinsatz die Grenzen der Menschheit erkennt und auf den Selbstgenuß der reinen Folgerichtigkeit verzichtet, welche vielleicht dazu nur eine scheinbare ist.

Für den Dichter gibt es, wie wir sahen, noch offenbarer und umfassender das Gebot, nicht zu Ende zu denken, und auch weitgehend nicht zum negativen Ende. Die Tragik, die in seinem Bezirke beheimatet ist, braucht nicht offen und beherrschend herauszutreten. Wenn das Leben seine Tragik nicht ganz übermächtig darbietet, so vergißt es sie auch wieder, spült sie fort und ertränkt sie in der Kraft und Fülle seines Dranges. Dann ist das Positive des Lebens wieder unmittelbar, ausschließlich, einzig; das Leben hat dem Dichter kein Gedächtnis und keine Folgerung. Und gerade dem Dichter, wie wir ihn hier als kennzeichnend sehen [2]), steht noch etwas über dem Leben zu Gebote, um die Tragik zu überwinden: sie auszuformen. Wieder können wir Goethe anführen, der auch hierin der echteste Dichter ist. Um nur eins aus diesem auch hierin reichen Leben und Schaffen herauszulösen: Wer hätte es sonst vermocht (dies in mehr als einem Sinne), die genialische Nichtsnutzigkeit eines Menschen reiner Gegenwärtigkeit ohne

[2]) Denn wir sind uns natürlich klar, daß unsere Charakterisierung des Dichterischen bestimmte Bezirke desselben nicht völlig deckt, die wir als peripher empfinden, ohne sie deswegen aus diesem Gesamtbegriffe fortweisen zu wollen.

Entschuldigung und Milderung, in ihrem ganzen teufelsmäßigen Charme hinzustellen, wie Goethe es im „Clavigo" getan hat, und sie dadurch, ohne jede rationale Bewältigung, dem ewigen Gang des Weltgeschehens vollgültig einzufügen und darin aufzulösen? — ja sogar sich selbst noch dazu, sofern er mit eigenen Erlebnissen auf diese Weise fertig wurde. Der Philosoph dagegen kann sich von der Tragik nicht durch Formung derselben befreien, sondern er muß sie inhaltlich und gedanklich bewältigen und auflösen.

Die Überwindung der Tragik durch Formung leitet sich auch aus der Grundverrichtung des Dichters ab, in der Situation stehen zu bleiben. Für die Fähigkeit dazu hat der große Lyriker Keats einen Fachausdruck gefunden, den man in der Literaturwissenschaft zuweilen angewandt und erörtert findet: „negative capability". Es ist die Fähigkeit des Dichters, an einer bestimmten Stelle in einer bestimmten einheitlichen und dichten Situation sich zu halten, und das in einem positiven, instinktiven, organischen Sinne, ohne ausdrückliche Verneinung des Weiterliegenden, ohne ausdrückliche Abweisung der Prinzipien, die weiterzwingen, ohne Erörterung überhaupt des Prinzipiellen an der Situation und des Rechts, in ihr stehen zu bleiben, ohne Versuch des gedanklichen Ausgleichs ihrer inneren Gegensätzlichkeit und Spannung. Keats selbst sagt kurz und bündig: die Fähigkeit, im Wunderbaren stehen zu bleiben. Ähnliches meint vielleicht Villiers de l'Isle Adam mit seinem Wort: „Nous devons apprendre d'ignorer". Der Dichter muß im Abenteuer, in dem Ungelösten zwischen Heilssicherheit und tiefster Fraglichkeit, in der Freiheit des Lebens, in der Jugend stehen bleiben können. — In hervorragendem und eigenartigem Maße stellt Ernst Jünger innerhalb des deutschen Geistes diese dichterische Fähigkeit dar, stehen zu bleiben. Und das, obwohl er jenseitige Dinge in besonderem Sinne anzuschlagen versteht und liebt. Seine Art, das Oberflächenhafte und das Abgründige, die kühle intellektuelle Form und das Chaotische des Traumes am Faden formaler Gemeinsamkeiten unmittelbar und fast sinnlich in Beziehung zu setzen, hält beide Seiten in einem Gleichgewicht, welches bei schwachen Stücken etwas snobistisch, bei starken tief beunruhigend wirkt. Dieses Gleichgewicht hält jede Prinzipienklärung hintan. Seine Fähigkeit, die Dinge aus ihrem eigenen Schwergewicht in einer zugleich gestalt- und seelenhaften Mitte stehen zu lassen, hat in dieser ihrer Besonderheit etwas zur Kunst und Landschaft romanischer Völker Verwandtes. —

Diese Fähigkeit kann allerdings auch in einem Sinne versagen, der nicht ins Gedankliche abgleiten läßt, sondern das Tragische in der dichterischen Ebene ganz unheilbar aufreißt. Der Dichter kann so seiner reinen Innigkeit hingegeben sein, daß er das Tragische, die Abhängigkeit des Wertvollsten und Unentbehrlichen als Absolutes erlebt und überhaupt nicht mehr erträgt. Die Unsicherheit des Ja entwickelt sich zur Sicherheit des Nein. Es wird die letzte Folgerung aus der Situation des Dichters, ohne sie zu verlassen, gezogen; der Situation, daß entweder das Leben besessen wird oder aber nur die Vernichtung übrig bleibt. Wie diese Vernichtung aussieht,

das hängt von dem ab, was im Leben gesucht wurde, was der Titanensturm erobern sollte. Die Menschheit hat zwei ewige Gestalten hingestellt, welche ihr das Streben versinnbildlichen, das Leben mit menschlich-übermenschlicher Kraft ganz in Besitz zu bringen: Don Juan und Faust. Jenes ist hier mehr der Typus der Romanen, dies der Germanen. Es würde zu weit führen, hier näher zu erläutern, daß eine Wertabstufung zwischen beiden nicht ohne weiteres gegeben ist. Um diesen Nachweis nur anzutönen, sei darauf verwiesen, daß wir selber oben den ungeheuren Anteil des sinnlichen Besitzenwollens in jedem Sinne am faustischen Streben hervorhoben, daß andererseits dessen Brücke zu Don Juan schon in der Doppelbedeutung des Wortes „Erkennen" angedeutet ist; daß die Not, wie sie der versagte Besitz zufügt, durchaus urmenschliche, ja metaphysische Ausmaße annehmen kann. Man denke in der Dichtung bei dem klassischen Volk der Sinnlichkeit in jenem Sinne, bei den Franzosen, an Typen wie in Flauberts „November", Lacretelles „Hermelin", Greens „Leviathan". Bei den Deutschen geht das Problem des Lebensbesitzes zwischen Ich und Selbst, bei den Franzosen zwischen Mensch und Mensch, oder Mensch und Gesellschaft. Die deutschen Künstler werden, aufs allerletzte getrieben, wahnsinnig: Lenz, Hölderlin, Schumann, Wolf, Nietzsche; die französischen werden Outlaws, was bei einem so gesellschaftlich bestimmten Volke auch die bedeutungsvollste Abschneidung von jedem Sinn einschließt: Villon, Théophile de Viau, Baudelaire, Rimbaud, Verlaine. (Es ist kein Zufall, daß hier gerade die eigentlich und auch im germanischen Sinne lyrischen Begabungen Frankreichs figurieren.)

Dem Philosophen droht der Durchbruch der Tragik zu sich selbst aus ganz anderer Richtung. Auch für ihn gibt es, wie wir schon sagten, ein unerlaubtes Zu-Ende-denken. Das eigentlich philosophische, untragische Denken ist das dialektische Denken, welches sich einerseits durch die Übermacht der Bejahung zu immer größerer Umfassung systematisch fortbewegt, andererseits doch das System immer offen läßt. Das Ja ist hier kein Ding, das ein für allemal gepackt, besessen und schwarz auf weiß weitergegeben werden kann, sondern es ist ein aus sich selbst quellendes Prinzip; und sein Quellen wird immer tiefer dadurch sich erschlossen, daß es vom Nein immer tiefer in sich selbst hineingetrieben wird. An der Grenze des Menschlichen hilft das Ja allein als Sachverhalt nicht, sondern nur außerdem als Vollzug, als gläubige, wagemutige, tatkräftige Bejahung.

Hegel allerdings, darauf ist noch einmal zurückzukommen, hat diese Grenze der Menschheit nicht eingehalten, so wenig wie jene andere, welche im Grunde dieselbe ist, auf den Selbstgenuß der reinen Folgerichtigkeit zu verzichten. Gerade in der Bejahung erzwang er eine alles Menschliche überfliegende und dingliche Folgerichtigkeit, die deren tragische Gefahren verwirklichen mußte. Seine Lehre hatte geradezu zum Wesen die bis zum Alleräußersten getriebene unmenschliche Eindeutigkeit, Alleinwesentlichkeit, Erbarmungslosigkeit des Positiven gegenüber aller eitlen Abhebung, allem

Selbstbeharren des Zufälligen, aller individuellen Tragik. Er glaubte, das Letzte sei Alles, das Erste aber nichts. Er wollte nichts glauben, sondern alles erkennen, wissen und festlegen. Und um derart wie ein Gott philosophieren zu können, mußte er sein System völlig und nach allen Richtungen schließen, die Gegenwart von 1825 als seinen Schlußstein einsetzen. So kam das scholastische Element etwa seiner „Logik", welche das Ringende und Ernstliche der dialektischen Bewegung fast maschinell ausgestaltet hat. Er endigte in einer wahren Mondlandschaft völlig aufgezehrten Lebens. Und er wußte das gelegentlich auch; — man denke nur an das Wort von dem Vogel der Athene, der seinen Flug in der späten Dämmerung antritt, wenn das Leben bereits gelebt ist, in der gewaltigen Vorrede zur „Rechtsphilosophie". Dennoch bleibt Hegels Philosophie wesensnotwendig der größte, wahrhaft titanische Versuch, den kategorischen Zwang des Formens und Vollendens, dem ein Opfer, eine Tragik wesentlich innewohnt, als ein freies der gesamten Wirklichkeit Genügetun zu deuten. Wie jenes Wort aus der „Rechtsphilosophie" aber eigentlich den ganzen Optimismus der Lehre aufhebt, so kommt jede Philosophie, die das absolut Untragische ohne Glauben bis zum Letzten durchführen will, schließlich von selbst zur tiefsten und pessimistischsten Tragik. Dafür stehe noch am andern Ende des geistigen Kosmos Nietzsche als ungeheures und schreckhaftes Beispiel. Ihm sollte der Begriff des Lebens dazu dienen, seinerseits nun ganz grundsätzlich Ja sagen zu können, alles bis zum letzten Gedenken auszutilgen, was Bitterkeit, Bedauern, Qual, Mißtrauen, verschatteter Hintergrund, mit einem Wort Tragik wäre. Seine Versuche, diese Haltung in den Ideen von der „ewigen Wiederkunft" und vom „Übermenschen" theoretisch zu verankern, scheiterten. Was übrig blieb, war das entsetzliche, mit tragischer Notwendigkeit aus sich selbst fortschreitende und sich zerstörend vollendende Leiden dieses Philosophen.

Es sind besonders die Alterswerke vieler großer Gestalter auch aus andern Geistesgebieten, an denen sich dieser Ausbruch der Tragik im Mittelpunkt beobachten läßt. Der Mensch erträgt im Alter das Negative in bestimmter Weise überhaupt nicht mehr, weil es dann eben kein lebendiges Nein mehr ist, welches nach seinem Ablauf das Ja nur desto berauschender in sich gesammelt hinter sich läßt; weil die Fülle des Lebens, die das Gleichgewicht wieder herstellen könnte, nicht mehr da ist. So dichtet der Alternde wohl ein System nach allen Seiten ab, und je weniger kleinlich und ängstlich, je mehr aus dem Mittelpunkte er das tut, desto dringender ist eine bestimmte Gefahr: daß eine Tragik gerade aus diesem Mittelpunkte wie eine alles überflutende Woge emporschlägt. Auch die Ausscheidung der Subjektivität kennzeichnet solche Alterswerke; sie wird als Einbruchstelle der Tragik erkannt, die sich wie der Schatten an das verkörperte Hier und Jetzt des Lebens lebendiger Subjektivität anhängt. Auch Werke der Kunst können in dieser Systematik, in dem Ausgeschiedensein von allem Subjektiven, allem Negativen etwas von philosophischem System, von einer lautlosen

Einkreisung des Göttlichen haben. Gerade in diesem Anonymen, diesem individuell Gebärdenlosen erscheint uns etwas von einem Turmbau zu Babel in manchem großen Alterswerk; — kein Wunder übrigens, daß gerade Brueghel der Ältere diesen Bau zu malen unternahm, der Meister, welcher wie wenige etwas von der zerreißenden, im Leben selbst wohnenden Tragik alles Menschenseins wußte und sie zugleich mit einem großen Blick aufs Ganze in ein wahrhaft kosmisches Lächeln hinzulösen vermochte, dem Mitleid so wenig wie Ironie fremd ist. So ist es wohl auch kein Zufall, daß solche Turmbauten oft unvollendet, wie majestätische Ruinen dastehen: es ist, als habe die allzu unbedingt aus ihnen verbannte Tragik den Werkmeister vorzeitig zerstört und an dem Werke Rache genommen.

Dem „tragischen" System, das wir also im Sonderfalle allzu scharfer Selbstverständigung der Prinzipien doch verwirklicht fanden, entspricht nun auf der andern Seite eine Gegenbewegung: Es gibt auch eine untragische Dichtung. Doch wird sie darum nicht Philosophie, versucht nicht die Tragik rein aus Grundsätzen zu überwinden, sondern bleibt Dichtung, die bis zuletzt mit der Wirklichkeit steht und fällt. Aber es ist möglich, daß streng innerhalb dieser Wirklichkeit sich etwas irgendwie über und jenseits ihrer auftut und verlebendigt, ohne aber hinter ihrem Schleier hervorzutreten, und die unmittelbare tragische Wirklichkeit vor uns zurückschiebt. Es kann da eine macht- und ruhevolle Heiterkeit sich ausbreiten, welche alles Tragische vergessen zu haben scheint, als sei es nie gewesen, und auch uns dies Vergessen und Fortlöschen mitteilt. Diese Heiterkeit geht von dem leidenschaftslos und fraglos betrachteten Sein aus; und so ist es wohl zumeist beschreibende und noch mehr erzählende Dichtung, die hier in Frage steht. Oft aber ist jenes „Zurückschieben" deutlicher einem Bezaubern gleich: eine große schauende Stille im Dichter bringt die Wirklichkeit wie in einem wunderbaren Traum einen Augenblick selbstvergessen zur Ruhe. Es bleibt da im besonderen Sinne alles in den Augenblick gebunden, und dennoch deutet sich in diesem ein tieferes Beharren an, in welchem die Tragik ausgezittert hat. Dies ist Dichtung gleichfalls eines vorgerückteren Alters, „Geheimnis des reifen Lebens". Damit ist schon ein Name angetönt, der diese Art in der unbesinnlichen Gegenwart besonders verkörpert: Hans Carossa. Bei ihm wird kein Ding, keine einzelne Schwebung der Wirklichkeit um Tiefe und Gegenwärtigkeit gebracht, und doch ist darunter ein sachtes Strömen wachgeworden, das alles in eine weitgespannte Serenität überredet und versöhnt. Dennoch aber ist hier die bezauberte Welt — die in ihren höchsten Augenblicken vielmehr zu sich selbst entzaubert ist — einem echten Zauber unterlegen: dies bleibt deutlich in einer gewissen gläsernen Durchsichtigkeit aller Dinge, welche das stürmische Ja und Nein des Lebens ohne ausdrückliche Gegengründe sanft, aber übermächtig bindet und hemmt. Was aber die höhere Entzauberung macht, von der wir eben sprachen, so ist es vielleicht ein sittliches und damit dem Philosophischen verwandtes Element, das fördert, auf diese Höhe zu gelangen: dem ernsten schönen

Leben sich mit offenem gläubigen Sinn für seinen Bestand und was dazu an Pflichten zu tun ist, hinzugeben — das mag zu solcher Reife mitverhelfen.

Das russische Gottlosentum.

Von **Walter Schubart**, Riga.

1.

Zu den Hauptmerkmalen der Religion gehört die Anerkennung eines absoluten Prinzips. Aber darin erschöpft sich ihr Wesen nicht. Es muß noch etwas hinzu treten, damit eine Lehre, die das Überweltliche bejaht, in den Rang einer Religion erhoben werden kann: das innige persönliche Verhältnis zur höchsten absoluten Macht, die sakrale Glut, mit anderen Worten: der Glaube, der unwiderstehlich den ganzen Menschen durchdringt und es ausschließt, daß sich eine zweite Macht mit der Religion in den Menschen teilt. Nur wo wir beide Elemente antreffen, das gedankliche des absoluten Prinzips und das gefühlsmäßige des Glaubens, können wir von Religion sprechen. Wo eines von beiden Elementen fehlt, haben wir es mit Irreligion, mit Atheismus zu tun, und zwar mit metaphysischer Philosophie, wenn ein absolutes Prinzip ohne Glauben, und mit religiösen Pseudomorphosen, wenn Glaube ohne absolutes Prinzip gegeben ist. Im ersteren Fall tritt an die Stelle des Glaubens die wissenschaftliche Erkenntnis, im zweiten verbindet sich das sakrale Pathos mit einer materialistischen Grundauffassung, die das Absolute leugnet.

Zur ersten Art gehört der europäische, zur zweiten der russische Atheismus. Der europäische Atheist steht den absoluten Größen kühl und sachlich gegenüber, soweit er sie überhaupt noch gelten läßt, der russische dagegen verharrt selbst dann noch im Seelenzustand eines Gläubigen, wenn er die Überzeugungen eines Ungläubigen besitzt. Sein Vergottungsdrang ist so heftig, daß er ihn an Götzen verschwenden muß, sobald er die Gottheit leugnet.

Bei der Behandlung des Atheismus wird gewöhnlich derselbe Fehler gemacht, wie bei der Gliederung der Religionen: man richtet das Hauptaugenmerk auf die gedanklichen Inhalte und übersieht die Seelenstimmung, aus der sie aufsteigen.

So ist man zum Einheitsbegriff des Atheismus gelangt. Aber „den" Atheismus gibt es nicht. Es gibt nur einzelne Formen des Atheismus, die weit voneinander abweichen und nur das eine gemeinsam haben, daß sie scheinbar in das gleiche Denkergebnis ausmünden, in die Ablehnung der Religion. Dahinter aber stehen grundverschiedene Menschentypen mit ihren besonderen Erlebnissen, Leiden und Erfahrungen.